Der Diakonissen-Freund.

Monatsheft des Diakonissenmutterhauses in Philadelphia.

25. Jahrgang. Dezember 1914. No. 12.

Siehe, dein König kommt zu dir. Matth. 21, 5.

Diese Botschaft läutet das Christfest ein. Sie rüttelt die Trägen auf, weckt das Gewissen und erfüllt das Gottesvolk mit Wonne ganz eigener Art. Sie kündet ja nicht des Königs Gericht an, sondern vielmehr seine große Huld, in welcher er sich seinem Volke nahen will wie nie zuvor. In Jahrhunderte langem Schmachten unter Fremdenherrschaft hat Zion an dieser Verheißung gezehrt und in immer heller brennender Sehnsucht auf sein Kommen gewartet; doch als er endlich erschien, kam er so überaus huldreich und schlicht, sanftmütig und demütig, daß man sich daran stieß und ihn verwarf. Es bedurfte schon damals bei seinem Einzuge scharfer Glaubensaugen, in der niederen Hülle auf dem Eselein den Messias zu erkennen; und um solche Augen hatten die stolzen Zionsbürger nie gebeten. Hätten sie, statt neugierig oder gar geringschätzend zu fragen: „Wer ist der?", ihm in demütigem Glaubensgehorsam gehuldigt, wie anders wäre die Geschichte dieses Volkes verlaufen! Nun aber ist es in seiner Zerstreuung unter allen Völkern ein lebendiger, greifbarer Beweis dafür, daß diesen König Verkennen und Verwerfen, Fluch und Verderben nach sich zieht, wie andererseits nach Römer 11, selbst für Israel mit der Bekehrung zu ihm das ewige Heil anbricht. Für uns ist das zugleich eine Warnung und eine Ermunterung, — bei Jesu allein steht unser Heil.

Siehe, dein König kommt zu dir! In unbegreiflicher Huld will er seine Schätze austeilen, freilich nur solchen Menschen, die danach begehren, die ihre geistliche Armut, ihr Unvermögen vor Gott erkennen und beklagen. Den Schuldbeladenen, die vor ihm reumütig im Staube liegen, verzeiht er und schenkt ihnen die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Den in ernstem Ringen mit der Sünde liegenden Menschen verleiht er Kraft und Sieg. Den in Gewissensangst fast zur Verzweiflung getriebenen bringt er Trost und himmlischen Frieden. Den von Tod und Verderben umringten Gotteskindern gibt er Sterbensfreudigkeit und Lebensgewißheit, denn er versichert sie: „Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe; und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben." Was sind die kostbarsten Geschenke irdischer Könige gegen diese Gaben, deren Wert und Wirkung hier schon die Menschen über alle irdische Bedenken erhebt, die aber zu ihrer vollen Entfaltung erst in der Ewigkeit kommen werden!

Und dieser König voller Huld und Liebe läßt sich wieder anmelden, obgleich Völker, die unter den Heiden als seine Völker genannt

waren und auch bekannt sein wollten, einander in furchtbarem Vernichtungskampfe gegenüberstehen. Auf den Schlachtfeldern in Frankreich und Rußland wirds schwerlich eine „stille heilige Nacht" geben. Dennoch wird er nicht fehlen. Mitten unter Kanonendonner und wildem Schlachtgeschrei wird doch er, der große Friedensfürst, jeden auf beiden Seiten der Kämpfenden zu finden wissen, der sein von Herzen begehrt, denn „der Herr kennt die Seinen." Wie viel weniger wird er die unschuldigen Opfer des Krieges versäumen, die unzähligen Witwen und Waisen! Er will ihr Richter und ihr Vater sein und sie trotz aller Thränen freundlich, ja herrlich führen. So bleibt er, der alle Gewalt hat im Himmel und auf Erden, mit seiner Huld und Hilfe der König und Retter aller, die ihm willig ihre Herzen öffnen. Drum

Macht hoch die Tür, die Thor' macht weit,
eu'r Herz zum Tempel zubereit;
die Zweiglein der Gottseligkeit
steckt auf mit Andacht, Lust und Freud.
So kommt der König auch zu euch,
ja, Heil und Leben mit zugleich.
Gelobet sei mein Gott,
voll Rat, voll Tat, voll Gnad!

Aus der Kriegsarbeit.

Dem Monatsblatt des Königsberger Diakonissenhauses entnehmen wir folgende beiden Auszüge.

I. An der russischen Grenze.

Eine Gemeindeschwester, die an einem Grenzübergange stellvertretend für die zur Kriegskrankenpflege einberufene Mitschwester die Gemeindepflege ausübte, schreibt:

Lieber Herr Pfarrer! . . . . Ach, es waren Wochen voll Angst und Entsetzen, die wir in Pr. . . . durchlebt haben, jeden Augenblick einen grausamen Tod oder Gefangenschaft vor Augen. Gott hat mich mit noch vielen andern Einwohnern gnädig davor bewahrt. Sehr viele Männer, Frauen und Kinder wurden nach Rußland geschleppt. Auch mir sollte es so ergehen, ich wurde, als ich auf einem Gute Krankenbesuche machte, mit den Bewohnern des Gutes in einen Keller gesperrt. Die Nacht hindurch mußten wir dort zubringen, von rohen Soldaten streng bewacht. Am nächsten Tage sollten wir nach Rußland gebracht werden. Gott, der treue Beschützer, half mir gnädig aus der tiefen Not. Als der Morgen graute, kam eine Frau mit der Nachricht, die Russen haben viele Menschen in Pr. . . getödtet und aus einer Familie neun schwer verwundet, ich sollte die Schwerverletzten verbinden kommen. Nun durfte ich nach Pr. gehen und den armen Menschen helfen. Ein schrecklicher Anblick, die Toten und Verwundeten in ihrem Blute zu sehen. Gott half und gab mir Kraft,

ihnen beizustehen. Als sie alle gesäubert, verbunden und im Pfarrhause untergebracht waren, wo ich sie pflegen wollte, kam ein Russe zu uns gelaufen und sagte, wir sollen aufbrechen, denn es wird an diesem Orte schrecklich zugehen. Schnell wurde nun ein Leiterwagen mit Stroh belegt, die armen Verwundeten heraufgetragen und nun schnell nach dem Wald gefahren. Wir waren froh, daß wir die armen Verwundeten noch mit uns nehmen konnten, sonst wären sie in den Flammen umgekommen. Denn bald sahen wir unsere geliebte Heimat in Flammen stehen, der ganze Ort ist niedergebrannt. Als die Russen anfingen zu brennen, ließen sie die Menschen nicht mehr fort, wer aus dem Hause wollte, wurde tot- oder angeschossen, wer im Hause blieb, verbrannt. Die Einwohner, die rechtzeitig wegliefen, sind mit dem nackten Leben davongekommen. Elend und bloß irren sie nun umher. Kinder suchen ihre Eltern, Eltern ihre Kinder. Es ist herzbrechend, dieses große Elend zu sehen und nicht helfen zu können. Gott kann helfen, er wird auch diesen Elenden beistehen. Er hat uns oft in diesen Wochen aus so großen Nöten und Gefahren errettet. Als wir in den Wald flohen, mußten wir sehr lange warten, bis wir nach L. konnten, denn Soldaten hatten die Wege durch die Wälder auch besetzt, wir schlichen durch Dickicht, oft hatten sie uns bemerkt, dann wurde nach uns geschossen. Stundenlang lagen wir auf der Erde, um von den Kugeln nicht getroffen zu werden. Ach, es waren schreckliche Stunden. — In L. hörten wir, sollten schon unsere Soldaten sein, und wir auf dem Lande wurden von den Feinden noch so furchtbar bedroht. Gott schickte uns in unserer Not einen Förster zu Hilfe, der kannte im Walde versteckte Wege und führte uns weiter, bis wir die ersten deutschen Soldaten antrafen, die gleich hinter S. Posten standen. Einen Lobgesang stimmte da wohl jeder von uns im Herzen an. — Hier im Krankenhause gibt es jetzt auch sehr viel Arbeit. Jeden Tag werden arme Verwundete gebracht, die man überall in den Wäldern, Feldern und Kellern findet. Die Schwestern haben recht viel zu tun. Soviel ich konnte, habe ich versucht, ihnen zu helfen.

II. In der Franzosen Hand.

Mitte September fielen alle 60 Schwestern, die das Königsberger Mutterhaus für die westliche Front gestellt hatte, zu Peronne in die Hand der Franzosen. Einige Tage durften sie den Verwundeten, unter denen viele Franzosen waren, noch weiter dienen, dann aber wurden sie trotz ihres Bittens, den Verwundeten weiter dienen zu dürfen, und trotz des erbarmungswürdigen Flehens der Verletzten von ihnen weggeführt. Kein Bitten half: die Verwundeten blieben ohne Pflege zurück, und für die Schwestern hob nun ein Leidensweg schlimmster Art an nach Amiens und Paris fünf Wochen lang. Schon in den ländlichen Bezirken zeigte sich die Volksmenge so haßerfüllt, daß die Frauen in maßloser Wut unsere Schwestern am liebsten zerrissen hätten; weil das wegen der militärischen Bedeckung nicht anging, so machte sich die Wut im Anspucken und Beschimpfen

der Schwestern Luft. In den Wagen warf man ihnen Zettel mit der Aufschrift: Meuchelmörder, Deutsche Bestien u. a., obwohl sie in Frankreich viel französische Verwundete mit hingebender Liebe gepflegt hatten; diese Verwundete wählten wegen dieser Freundlichkeit den Namen „kleine Mutter." Die Menge, insbesondere wieder die Frauen, aber auch Greise und Kinder, mißbrauchte den Mund neben dem Anspucken der Schwestern auch durch deutsche und französische Schimpfworte allerschlimmster Art; weithin begleiteten sie unter wüstem Gejohle den Zug und verlangten mit Wort und Gebärde das Halsdurchschneiden, Aufhängen und Erschießen.

Dazu kam das Hungern und Darben: auf dem Bahnhofe Saleux erhielten sie in zwei Tagen und zwei Nächten nur einmal etwas schwarzen Kaffee aus einem alten Pferdeeimer. Ein Teil der Koffer war ihnen zerhackt und zertreten, auch ein Teil des übrigen Gepäckes ging hier verloren.

Noch wütender gebärdete sich die Volksmenge in Paris. Zwei überaus starke Abteilungen Soldaten waren zur Begleitung dieses kleinen Häufleins aufgeboten und wohl auch notwendig, um die wilde Menge vor tätlichen Angriffen zurückzuhalten. Unter tosendem Geschrei und wildem Schelten ging es in Paris hinein. Mit zornentstellten Gesichtern, mit drohenden Fäusten, die Flaschen und Steine zum Wurfe umklammerten, versuchte die Menge immer wieder die starke Absperrung zu durchbrechen, um sich auf die Schwestern zu stürzen. In Paris kamen diese in eine Kaserne vier Treppen hoch auf einen Dachboden hinter Traillen; vor den Türen standen Posten mit aufgepflanztem Bajonett und begleiteten die Schwestern auf Schritt und Tritt.

Diese Posten standen nicht nur auf den Gängen, sondern sie wurden anfänglich während der Nacht sogar in die Schlafräume der Schwestern gestellt, während diese auf den Strohsäcken wie Gefangene und Uebeltäter am Boden hockten. Auf Einspruch hin wurden die Wachposten aus den Schlafräumen entfernt; aber des öfteren kamen jede Nacht beauftragte Soldaten hinein, um die Schwestern zu zählen und an den Eisenstäben zu rütteln, ob sie noch unversehrt wären. Selbst manchen Soldaten war die Ausrichtung dieser Aufträge peinlich; überhaupt haben sich die älteren, aber auch die jungen Mannschaften gegen die Schwestern durchaus korrekt und wohlanständig benommen. Das soll ihnen unvergessen sein.

Die vierzehn Tage in Paris vergingen mit Vernehmungen und Untersuchungen. Alle wurden in einen großen Kasernensaal geführt, dann zu zweien in ein Einzelzimmer, in welchem vier Damen weilten, zwei trugen das Rote Kreuz. Das Nachsuchen war ein sehr genaues, selbst die glatten Scheitel, die Haare, die Kleidung, die Säume wurden abgetastet, ob nicht Gift oder Gold versteckt sei, einzelne sind auch ganz entkleidet worden. Die Uhren, das Geld, die Taschenmesser, Streichhölzer, Lichte, Bleistifte, Eßbestecke, Verbandbestecke, Laternen, Nähzeug wurden vorläufig abgenommen. An einem andern Tage wurden von Männern, die als Offiziere galten, die Koffer nachgesehen; wo das Gepäck vernichtet war, sagten sie

achselzuckend: es ist der Krieg! Eine Schwester hatte vom Fort Lüttich eine belgische Mütze zur Erinnerung für einen Verwandten im Koffer, bei einigen sollen Handtücher beanstandet worden sein, die ihnen auf Requisition und Gutschein der Lazaretverwaltung überwiesen waren.

Die Mehrzahl der Schwestern wurde nach vierzehntägigem Zwangsaufenthalt von Paris nach Lyon weitergeführt; acht Schwestern sind zurückgehalten, wir wissen bisher weiter nichts von ihnen, auch den Grund nicht. Der begleitende Etappendelegierte telegraphiert, daß die Zurückbehaltung wegen lächerlicher Kleinigkeiten geschehen sei.

In Südfrankreich zeigte sich die Volksmenge nicht mehr so wütend, wenn es auch an verletzendem und albernem Wesen nicht fehlte, selbst bei Gliedern des Krankenhauses nicht, in welchem sie zuletzt untergebracht waren. Doch hat es auch Lichtblicke in der dunklen Zeit gegeben: in Paris besuchte sie ein Professor, der in Berlin einen Freund hatte, und brachte ihnen wahrheitsgemäße Nachrichten über Deutschland; er ist allerdings nur zweimal gekommen und hat dafür von seinen Landsleuten zwei Monate Gefängnis abbekommen. Wir danken auch dem freundlichen Direktor des Krankenhauses in Lyon, daß er persönlich einen evangelischen Geistlichen berief, und danken diesem insbesondere für seine Freundlichkeit, mit welcher er den Schwestern zweimal deutschen Gottesdienst gehalten hat.

Von Lyon ging es endlich in die Schweiz und aus der Schweiz gerade am Geburtstag Ihrer Majestät der Kaiserin über die deutsche Grenze. In tiefer Dankbarkeit gegen Gottes bewahrende Gnade stimmten die Schwestern beim Betreten der heimatlichen Erde den Lobpsalm an: Nun danket alle Gott!

Jetzt weilen die heimgekehrten Schwestern hier im Mutterhause zur leiblichen und seelischen Wiederherstellung; wir wollen sie darnach in die Gemeindepflege der Heimat senden, wo der Bedarf beim äußern und innern Aufbau Ostpreußens wegen der furchtbaren Not ein so unendlich großer ist.

Erklärung.

„Die Wellenschläge der großen Zeit, in der wir stehen, spürt man ja auch ein wenig in Ihrem Blatt", schreibt unser verehrter und lieber Freund, Dr. Ludwig Schneller aus Köln. Gewiß, denn diese Wellenschläge dringen bis in unser Haus hinein durch die vielen Briefe und Zeitschriften von drüben und greifen ganz besonders ans Herz, wenn wieder und wieder Todesnachrichten eintreffen. Wohl die erste war die von unserem früheren Arbeiter Adolf Auer, der im Frühjahr 1913 nach Deutschland zurückkehrte, um seiner Militärpflicht zu genügen. Er ruht in Frankreichs Erde. Und nun erst die Nachrichten von gefallenen Verwandten unserer Schwestern! Etliche derselben sind freiwillig von der Universität hinweg hinausgezogen, andere haben ihre Familien verlassen; und an dem Schmerz der ge-

beugten Eltern und verwaisten Familien tragen wir mit. Aber noch etwas anderes bewegt uns tief. Auch als treue amerikanische Bürger können und wollen wir unser deutsches Blut und unseren echt deutschen Gerechtigkeitssinn nicht verleugnen in dieser überaus folgenschweren Zeit, da das sittliche Bewußtsein der ganzen zivilisierten Welt zusammen zu stürzen droht und unfähig scheint, zwischen Recht und Unrecht zu unterscheiden. Gott sei Dank, daß wenigstens Deutschlands Regierung festgehalten hat an der Wahrheit, an der Gerechtigkeit und an der Ehrenhaftigkeit, und daß sie also dem Lügengewebe Trotz bietet, an dem die Feinde unausgesetzt zu spinnen sich genötigt sehen, um die eignen Handlungen zu beschönigen und Deutschlands zu verdächtigen. Gebieterisch tritt daher gerade jetzt an jeden sittlich gesunden Menschen, besonders aber an uns Deutsche in Amerika, die Pflicht heran, mit Bezähmung des durch sittliche Entrüstung aufwallenden Zorns, der durch seine Leidenschaft nur das klare Urteil trübt, der Lüge und der Ungerechtigkeit kühn die Stirn zu bieten und bei jeder Veranlassung für Wahrheit und Recht einzutreten. Der Diakonissenfreund ist dafür zu beschränkt an Raum und Aufgabe; aber diese kurze Erklärung geben wir hiermit ab, damit unsere Leser wissen, warum wir dem großen Kriege und Deutschlands heiligem Kampf um seine Existenz nicht kaltblütig zuschauen können, sondern aus demselben, besonders wo gerade die Diakonie in Betracht kommt, immer wieder Nachrichten bringen werden, am liebsten Schilderungen, wie sie in Deutschlands Diakonissenblättern, die uns hier zugehen, veröffentlicht werden. Zugleich aber wollen wir fortfahren, Gott täglich um Frieden anzuflehen, und um Trost und Kraft für alle im Felde und daheim, und wollen auch an unserem Teile tun, was in unserem Vermögen steht, das große Kriegselend lindern zu helfen. Wir sind daher auch gern bereit, Gaben zum Besten der durch den Krieg schwer betroffenen Familien an Diakonissenhäuser im alten Vaterlande weiter zu befördern. Auch Herr Geo. F. Anger, 72 East 122. Str., New York City, der Schatzmeister des dortigen Inneren Missionsvereins, ist bereit, Gelder für solche Zwecke kostenfrei zu übermitteln. Herr P. Georg Fliedner in Marburg, der zum Präsidium der Kaiserswerther Konferenz gehört, also die Verhältnisse gut kennt, schreibt uns: „Ich werde mit tausend Freuden das Geld verteilen, aber am liebsten nach Ihrer Bestimmung." Er macht dann zehn Mutterhäuser namhaft, die nach seinem Dafürhalten besonders der kräftigen Hilfe bedürftig sind. Gott gebe warme Herzen und offene Hände!

Eindrücke von der Wartburg.

Der Verwaltungsrat des Mary J. Drexel Home und Philadelphia Diakonissen-Mutterhauses hielt seine Novemberversammlung ab am Samstag, dem 14. ds. Mts., auf der Wartburg bei Mount Vernon, N. Y. Man hatte diesen Ort gewählt, um dem bewährten und bekannten Leiter dieses Waisenhauses unsere Anerkennung zu bezeu-

gen für seine etwa 160 Reisen, die er als Mitglied des Verwaltungsrats unseres Mutterhauses seit März 1894 nach Philadelphia gemacht hat. „Es war mein erster Besuch im Wartburg Waisenhause und Altenheim", schreibt Richter William H. Staake, der Präsident des Verwaltungsrates, „und der Besuch war nicht allein höchst angenehm und lehrreich, sondern war mir sogar eine Offenbarung dessen, was erreicht werden kann, wenn Anstaltsleiter organisatorische Begabung und hohes Pflichtbewußtsein mit einer Liebe verbinden, wie man sie sonst nur bei natürlichen Eltern zu eignen Kindern erwartet. Ich habe schon manche Erziehungsanstalt für Knaben und Mädchen besucht, habe ihre Methoden geprüft, die Resultate an Schulung und Zucht beobachtet, auf das Verhalten der Leitenden zu den Pflegebefohlenen und der letzteren gegen die ersteren gemerkt, hatte in vielen Anstalten viel zu loben und in andren manches zu tadeln, habe jedoch in keiner das gewisse „Etwas" gefunden, den rechten Geist, wie auf der Wartburg. Ich kann kaum den rechten Ausdruck dafür finden, doch es sei mir gestattet zu sagen, daß vom Freitag Abend, da ich ankam, bis zum Samstag Abend, da ich wieder abreiste, ich keinen Augenblick das Empfinden hatte, wirklich in einer „Anstalt" zu sein. Dr. Berkemeier und seine Gattin sind für jedes Kind, von den ältesten Knaben und Mädchen bis herab zu den Kleinsten im „Baby-Heim", nur „Papa" und „Mama". Das Gesetz der Liebe, wirkliche Elternliebe, beherrscht offenbar alles. Ich hatte schon oft von „Willing Workers" gehört, habe aber sonst unter Angestellten noch nie solche willige Arbeiter gefunden als auf der Wartburg. Da war keine Person, die nicht ein Lächeln und freundlich Wesen hatte bei jeder Art von Arbeit. Ein unsichtbares Band hielt jeden Knaben und jedes Mädchen mit den Hauseltern umschlungen, so daß jedes sein Bestes gab in seiner täglichen Aufgabe, was und wie sie auch war.

„Die Lage dieser Anstalt ist geradezu ideal. Sie ist mit ihren zahlreichen Gebäuden eine „Stadt auf dem Berge" und in bequemster Verbindung mit der Weltstadt New York, nur etwa 14 Meilen von ihren beiden Hauptbahnhöfen. Ein Bahnhof der neuen elektrischen West Chester Bahn grenzt an das hundert Acker große Grundstück und bietet alle 20 Minuten Fahrgelegenheit; per „Dampf" kann man alle 30 Minuten von Mount Vernon nach New York und per Straßenbahn fast zu jeder Zeit. Dieses „Wartburg Orphans' Home and Farm School" mit seinen zahlreichen Gebäuden, die wundervoll dekorierte Kapelle im schlichten Basilika-Stil, die große Festhalle, welche dreitausend Menschen faßt, das Altenheim für Männer und Frauen, die verschiedenen Häuser für die etwa 300 Knaben und Mädchen, die nach dem Alter gruppiert sind, die beiden Häuser für halb verwaiste Knaben und Mädchen, das Schulhaus, die Druckerei, die Wirtschaftsgebäude der Oekonomie, die schönen Blumen- und Gemüsegärten, die Rasenplätze, und nicht zu vergessen den Teich mit dem einsamen Schwan und der Schar von Gänsen und Enten, — alles dieses zu überschauen und recht zu leiten, fordert fürwahr ungewöhnliches Talent. Doch Dr. Berkemeier und seine außerordentlich fähige Gattin sind der Aufgabe gewachsen. Ueberall sind sie dabei

und sehen zum Rechten. Die Gehilfen — darunter zwei deutsche Diakonen, — die Lehrer, die Helferinnen und die Arbeiter wie die Kinder selbst arbeiten fröhlich mit ihren Hauseltern zusammen wie eine große Familie, wo die Liebe alles trägt, alles glaubt, alles hofft und nimmer aufhört.

„Noch sei erwähnt, daß uns am Nachmittag die Knabenkapelle unter ihrem schneidigen Dirigenten, Herrn Kapellmeister Steinmetz, mehrere zum Teil recht schwierige Stücke ausgezeichnet vorspielte. Es sind durchweg Knaben im Alter von etwa 10—15 Jahren, von denen aber die meisten schon Konzerttouren mitgemacht haben im Interesse der Anstalt."

Dieser Besuch wird den Gliedern des Verwaltungsrats des Diakonissen-Mutterhauses noch lange als ein höchst angenehmer und lehrreicher in Erinnerung bleiben.

Zur Anstaltschronik.

Am letzten Sontag im Kirchenjahr, dem 22. November, hielt uns Missionar Flothmeier eine eindrucksvolle Predigt über die Siege des Wortes Gottes im Togo-Lande, Westafrika. Er hatte mit Frau und Kind in Begleitung von dem Missionssenior Däuble, dessen Frau und anderen Missionsgeschwistern, kaum drei Tage vor dem Ausbruch des Krieges die Deutschlandsreise angetreten auf dem deutschen Dampfer „Heinrich Wörmann". Drahtlos vom Kriege in Kenntnis gesetzt, änderte der Kapitän sofort seinen Kurs und fand in einem Hafen Brasiliens Zuflucht. Dort waren die Zustände schier unerträglich, besonders wegen der deutschfeindlichen Gesinnung des Pöbels, der ganz unter dem Einfluß einer Lügenpresse stand, die sich nicht scheute zu berichten, die Engländer hätten gleich am ersten Tage Helgoland genommen, am folgenden Kiel und befänden sich nun auf dem Wege nach Berlin! Da war die nächste Fahrgelegenheit nach New York willkommen auf einem amerikanischen Dampfer, von dem jedoch der französische Kreuzer Conde auf hoher See die waffenfähigen Deutschen herunterholte und auch Missionar Flothmeiers Koffer mit Kleidung, Geld und Manuskripten mitgehen hieß. Endlich erreichten die Missionsgeschwister New York und dann Philadelphia, wo sie bei früheren Missionsgeschwistern freundliche Aufnahme fanden. Mit Gottes Hilfe gelang es auch, die Brüder an kleinen Gemeinden unterzubringen. So steht jetzt Missionar Däuble an der Gemeinde in Plainfield, N. J., und Missionar Flothmeier in New Kensington, nahe bei Pittsburgh, Pa. Beide Brüder sind gern bereit, Vorträge im Interesse ihres hart betroffenen Missionsgebiets zu halten.

Am folgenden Sontag, dem 1. Advent, erzählte nachmittags die Missionsärztin Frl. Betty Nilson, die seit Mitte Oktober als Gast in unserem Hause weilte, unserer Anstaltsgemeinde höchst Interessantes aus ihrer Erfahrung in Indien. Am folgenden Tage reiste sie nach Hause, und wird schon Mitte Januar wieder nach Indien zurückzukehren suchen. Got schütze und segne sie! Wir haben sie während ihres Aufenthaltes im Mutterhause schätzen gelernt als eine schlichte, fleißige und begabte Jüngerin des Herrn.